



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Speck, Wilhelm: Zwei Seelen : ein Lebensbild : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)

5



Ich hatte inzwischen in aller Stille eine Bekanntschaft gemacht, die für mein späteres Leben von einschneidender Bedeutung war. Bei meinen Hausierergängen hatte ich zuweilen die Gesellschaft zweier munterer Knaben gehabt, von denen ich zuletzt auch in das Haus ihrer Eltern geladen wurde. Die Leute hießen Schöne, und man nannte sie alle zusammen die schöne Familie, weil ihr Name in einem schlimmen Widerspruch zu ihrem Aussehen stand. Schöne war von Beruf ein Schmied, er übte aber sein Handwerk schon längst nicht mehr aus, weil er das Hämmern nicht vertragen konnte, dagegen gab er sich mit allerlei Basteleien ab, kurierte beschädigte Nähmaschinen, brachte ausgeleierte Schwarzwälder Uhren wieder leiblich in Ordnung oder machte einen musikalischen Marterkasten wieder lebendig. Die meiste Zeit jedoch spintisierte er über eine Erfindung, die er zu machen entschlossen war. Denn was andern gelang, glaubte er sich ebenfalls zutrauen zu dürfen, und er meinte, etwas neues zu entdecken, dazu gehöre kein besondres Wissen, das einem vielmehr dabei hinderlich sein könne, sondern nur etwas Glück. Wenn einer in einen großen dunkeln Raum eingeschlossen zufällig eine Türklinke ergreife, so werde er auch die Mittel finden, sie zu öffnen und sich ins Freie zu bringen. Aber diesen Türgriff zu fassen, dazu gehöre Glück, und auf Glück dürfe jeder rechnen, da es noch immer nicht in festen Händen wäre. Frau Schöne hatte, als sie wirklich noch schön war, in der Zeit, wo sie noch Napholz gerufen wurde, die Stelle einer Hebe in einer Spielhölle versehen. Als dann ihre Schönheit verblühen war, hatte sie sich auf eine andre Art von Gaunerei gelegt, die Kartenlegerei, zu der ihr Außeres trefflich paßte. Ein dunkler Kopf wie aus gebräuntem Holz geformt, schwarze brennende Augen und eine geheimnisvolle Stimme machten sie zu einem Menschenwesen, dem man eine Verbindung mit überirdischen Gewalten wohl zutrauen konnte. Sie hatte denn auch eine ausgebreitete Kundschaft, arme Dienstmädchen, denen eine dumme Liebesgeschichte den Kopf verrückt hatte, aber auch begüterte Leute und Menschen, die sich zu den Gebildeten rechneten, liefen abends bei ihr vor und betraten mit einem Lächeln, unter dem sich ein heimliches Grausen verbergen ließ, die geheimnisvolle Zauberstube.

Bei diesen Leuten brachte ich viel Zeit zu und lernte mit allem Eifer, was sich da lernen ließ. Schöne unterrichtete uns in allerlei Kartenspielen, sodaß wir bald imstande waren, jedem, der sein Geld los werden wollte, dazu die Gelegenheit zu bieten. Vorläufig waren wir freilich für die Ausübung dieser freien Kunst noch zu jung, wir konnten uns nach unsers Meisters Wort eben nur für die Zukunft rüsten, die dereinst alle Mühe reichlich lohnen werde. Mit der Zeit brachten wir es denn auch dahin, daß wir unsern Lehrer selbst überlisteten oder seinen Schlichen auf die Spur kamen, worauf ihn wohl einer seiner Söhne mit dem Titel Lump traktierte. Das nahm er nun gar nicht übel, vielmehr herrschte in dieser Familie die größte Eintracht und Gleichheit. Alt und Jung lebte auf völlig gleichem Fuße miteinander, und da alle von demselben Eifer befeelt waren, möglichst viele Menschen zu betrügen und die Beute gemeinsam zu verbrauchen, so

war unter ihnen auch nicht eine Spur von Neid und Mißgunst zu merken. Wenigstens jetzt noch nicht, wo die Geschäfte blühten und nirgends ein Wölkchen am Himmel stand. Als später das Unglück über sie kam, und ihr Kartenhaus in alle Winde geblasen wurde, da zerstreuten sie sich auch ohne eine Spur von Teilnahme und Anhänglichkeit.

Die Kartenspiellerei war jedoch in der Tat nur eine Spielerei und gleichsam eine Vorbereitungsschule für wichtigere Dinge, für die der alte Gauner uns auszubilden beabsichtigte. Während wir miteinander spielten, mochte er meinen Charakter studiert und meine Fähigkeiten beobachtet haben, und erst als er meiner sicher zu sein glaubte, weihte er mich in einen andern verborgnen Zweig seines betriebsamen Lebens ein. Wir fingen an, die Magazine der Kolonialwarenhändler auszurauben, auch die Eisenbahn suchten wir zu bestehlen. Was uns dabei in die Hände fiel, das nahm uns ein Spezereihändler willig ab und bezahlte es mit ziemlichem Preise. Dieser Händler war ein stiller Mann, der es eigentlich nicht nötig hatte, den Fehler zu machen. Er hatte ein gutgehendes Geschäft und fast gar keine Bedürfnisse. Er war schon lange Witwer und hatte nur erwachsene Kinder, die gut verheiratet waren, und so ist es mir heute unverständlich, was den Mann in dieses dunkle Geschäft hineingetrieben hatte. Ich nehme an, daß er in frühern Jahren einmal in Schönes Hände geraten war und sich nun nicht wieder von ihm losmachen konnte. Da wir den Erlös für die gestohlenen Güter immer redlich teilten, freilich so, daß unser Meister den Löwenanteil vorweg nahm, so hatte ich jetzt Geld die Hülle und Fülle und legte mir schon hinter unserm Hause eine kleine Schatzkammer an. Ich gewann auch die Mittel, mich von den mir längst lästig gewordenen Hausiergängen möglichst frei zu machen, indem ich einiges von dem Gelde meinem Onkel gab, die Körbe aber, die ich nicht schnell verkaufen konnte, einfach wegwarf. Für meine nächtlichen Streifereien aber gewann ich dadurch die nötige freie Zeit, daß ich mich auf eine Regelbahn engagieren ließ, auf der ich dann auch zuweilen erschien, häufiger jedoch Vertretung schickte.

Meine Tante war mit meinem Nachtleben freilich sehr unzufrieden, aber sie ließ, was mich betraf, längst gehn, wie es gehn wollte. Auch die Zerrüttung ihres Hausstandes und den Verlust ihres guten Namens ertrug sie mit wachsender Gleichgültigkeit, nur die kleine Martha, die inzwischen zu einem freundlichen, feinen Kinde heranwuchs, hütete sie wie ihren Augapfel, und sie wandte an das Kind alles, was in ihrem Herzen noch von Mut und Liebe vorhanden war.

Eins ist mir auch heute noch unerklärlich, daß ich mich nämlich so ohne alles Sträuben von Schöne für seine Zwecke ausbilden ließ. Ich glaube, es war das Romantische, was mich anzog. Mein Gewissen hat in dieser Angelegenheit nicht mitgesprochen, es wurde durch die Autorität des ältern Mannes, der uns anführte, in Schach gehalten, wie sich ja manchmal verständige Leute nicht mit ihrer Rede hervorstrecken, wenn ein Maulheld das Wort führt. Schöne tat im übrigen alles mögliche, unser Gewissen, wenn es sich wider Erwarten doch einmal bemerkbar machen sollte, bei uns um alles Ansehen zu bringen. Er ist eigentlich der einzige gewesen, der außer denen, die von Amts wegen darüber zu sprechen hatten, mit mir von Religion geredet hat. Sein Bemühen ging dahin, uns zu zeigen, daß der Mensch ohne Seele, die Welt ohne Gott sei, und er redete in derselben Art, wenn auch in gröberer Weise darüber, wie ich es später in gelehrten Büchern gelesen habe. Ich hatte noch nicht das Verständnis dafür, was es bedeutet, wenn sich plötzlich das Auge, das über allem wacht, schließt, und die freundlichen Sterne, die aus ewigen Höhen in das Dunkel des Lebens herunterleuchten, jählings erlöschen, aber das weiß ich noch, daß es mich wie ein Schmerz durchfuhr, als ich nun nicht mehr an Gott glauben sollte.

So kam der Tag meiner Konfirmation heran. Man kann sich denken, daß die Belehrungen der Schule und der Kirche unter den Aufklärungen Schönes nicht eben zu gedeihen vermochten, doch hielten mich die beiden Älten an, meine Gedanken

für mich zu behalten, wie ja auch ihr Einkommen und ihr gutes Leben darauf beruhten, daß sie zu schweigen verstanden und sich vor den Leuten einen Schein zu geben wußten.

Der festliche Tag fand mich in einer sehr unfestlichen Verfassung. Wir hatten in der Nacht zuvor wieder einen unsrer Raubzüge unternommen und dabei eine außergewöhnlich reiche Ernte gehabt, sodaß wir, um unsre Schätze wegzuschaffen, auch noch einen Handwagen stehlen mußten. Darüber herrschte nun in der schönen Familie große Freude, und wie man darin einen Anlaß zu einem freundschaftlichen Gelage nicht leicht aus dem Wege ging, so hatte uns Frau Schöne ein lukullisches Mahl versprochen, das an meinem Konfirmationstage mit aller Fröhlichkeit, deren die Familie fähig war, vor sich gehn sollte. Als ich an dem Morgen, der mir so mannigfache, wenn auch in sich widerspruchsvolle Genüsse in Aussicht stellte, verschlafen in unser Wohnzimmer trat, fand ich Besuch vor, einen alten Mann mit einem Holzbein, und eine ebenso alte Frau von robustem Körperbau, meine Eltern, die zu meinem Ehrentage erschienen waren. Mein erster Gedanke war die Befürchtung, daß unser Festmahl gestört würde. Was wollten die Leute eigentlich? Sie waren mir vollkommen fremd und hätten sehr gut wegbleiben können. Ja wären sie vor Jahren gekommen, wo ich ein verlaffener Junge war und mich nach Liebe herzlich sehnte, so hätte mir das wohlgetan, jetzt aber stand ich schon fest auf meinen eignen Füßen, hatte meine bestimmten Pläne im Kopf und konnte ohne sie fertig werden. Meine Mutter mag mir den Verdruß angesehen haben, denn sie hielt sich fern von mir, der Vater aber sah ihn entweder nicht oder wollte ihn nicht sehen, er war freundlich mit mir in seiner stillen Art, drückte mir die Hand und streichelte mir das Gesicht, ganz als ob wir immer auf vertrautem Fuße miteinander gelebt hätten. In solcher Stimmung ging ich zur Kirche, und ich will lieber über alles schweigen, was in mir vorging. Als wir wieder zu Haus waren, hatte die Tante ein einfaches Mahl bereitet, um den Gästen nach ihren geringen Mitteln Ehre anzutun. Sobald ich konnte, versuchte ich mich beiseite zu schleichen, um Schönes zu benachrichtigen. Der Vater sah meine Unruhe und sagte freundlich: Es zieht ihn zu seinen Gespielen. Nun geh noch einmal zu ihnen, aber halte dich bereit auf fünf Uhr, da reisen wir. Nun erfuhr ich, daß ich mit meinen Eltern nach Hause fahren sollte, und daß ich schon durch ihre Vermittlung eine Lehrstelle bei einem Schlosser erhalten hatte. Diese Mitteilung schlug mich vollends nieder, und Tränen traten mir in die Augen. Sogar meine Tante wurde gerührt, da sie glaubte, daß das Wasser in meinen Augen aus edeln Quellen stamme und ein Zeichen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit sei, die sie trotz allem, was geschehn war, bei mir erwarten durfte.

Ich lief zu Schönes und überbrachte ihnen die Neuigkeit. Der alte Schöne war außer sich: Das fehlte noch, rief er. Ihr Leben lang haben sie sich nicht um dich bekümmert, und jetzt, wo du etwas wert bist, stellen sie sich pflichtschuldigst ein. Wir haben alles getan, dich zu einem tüchtigen Kerl herauszuputzen, und das ist nun alles für die Hunde gewesen. Daraus wird nichts.

Und nun fingen sie an, miteinander zu flüstern und zu flüstern, und das Ergebnis war, ich sollte nach Leipzig fahren und mich bei einem ihrer Bekannten einige Tage aufhalten. Nachher, wenn die Alten abgereist wären, wollte Schöne mit meinem Onkel reden, daß ich hier in der Stadt eine Lehrstelle annehmen dürfe. Die Schlosserei paßte ihm, aber ich sollte mich dann nicht in dem verwünschten Neste, worin meine Eltern wohnten, unterweisen lassen, sondern bei einem Meister, der mit der Zeit fortgeschritten und eines offenen Kopfes wie des meinen würdig wäre.

Das gefiel mir alles sehr wohl, und auch von der Rede, die Schöne nach seiner Gewohnheit, über alles eine Brühre nach seinem Geschmacke zu gießen, an mich hielt, behagte mir vieles und prägte sich meinem Gedächtnis ein. Vor allem, sagte er, mußt du, was du lernst, gründlich lernen, etwas halb zu lernen hat ganz und gar keinen Zweck und ist unsinnige Zeitvergeudung. Wenn einer nichts ordent-

liches gelernt habe, so könne er sich nur gleich begraben lassen, denn er vermehre nur die Zahl des jammervollen Volks, das wie die Fische unter der Brücke die Mäuler aufsperrte nach einem Bissen aus Gnade und Barmherzigkeit. Von solchen Leuten verlange man, da sie nichts verstünden, daß sie alles verstehen sollten, und stelle sie überall dahin, wo kein andrer stehn möchte. Du hast eine andre Zukunft, Heinrich, schloß er, du sollst ein Meister in deinem Fache werden, und ich sehe schon die Stunde kommen, wo du mit Geldschränken Umgang hast.

Das war seine Abschiedsrede, und das war mein Konfirmationstag.

6

So fuhr ich also nach Leipzig und fand mich auch schnell zu Schönes Bekannten hin, die einen Trödelladen innehatten. Die Gasse, in der sie wohnten, war schmutzig, die Sonne war wohl zwischen diesen hohen rauchgrauen Häusern nie bis zum Pflaster heruntergekommen, und der Laden sah schon von außen so unmordentlich und verwahrlost aus, daß ich keinen guten Begriff von den Lebensumständen des Mannes bekam, dem ich mich anvertrauen sollte. Im Laden fand ich ein kränkliches Frauchen, grau wie das Licht in diesem Raume und von demselben Staub überzogen, der hier alle Gegenstände bedeckte. Ich übergab ihr meinen Brief, worauf sie ihn flüchtig überlas und dann zu mir mit unfreundlicher Miene sagte: Mein Mann ist nicht zu Hause. Komm in einer Stunde wieder und hol die Antwort.

Damit war ich hinausgeschoben und stand nun in der Abenddämmerung in den Gassen einer Stadt, worin mir alles fremd war. Zunächst war ich jedoch froh, aus der Nähe des vertrockneten Frauenwesens weggekommen zu sein, und ich verspürte die Luft, mir erst einmal Leipzig anzusehen, ehe ich mich wieder zu den Leuten begab. Als ich die enge Gasse verlassen hatte, kam ich zu einer schönen Promenade und lustwandelte unter hohen Bäumen, die sich eben mit dem ersten Grün bedeckt hatten. Allmählich stellte sich der Hunger bei mir ein, und so kaufte ich mir in einem Kramlädchen etwas zu essen und pflanzte mich damit unter einen Haufen Jungen, die sich an einer stillen Ecke an einem mir unbekannten Spiel ergözten. Ich hatte mich schnell mit ihnen befreundet und pilgerte, als es ganz dunkel geworden war, noch mit ihnen durch eine Anzahl Straßen, dann erst fiel mir ein, daß die Stunde, in der ich mich vorstellen sollte, längst verfloßen sein mußte. Jetzt lief ich schnell zurück, verfiel aber allmählich wieder in meinen gemüthlichen Gang, und als ich endlich vor dem Lädchen stand, war denn auch richtig alles dunkel und verschlossen.

Was sollte ich nun beginnen? Ich hatte noch soviel Geld bei mir, daß ich ein Gasthaus hätte auffuchen können, aber ich befürchtete, man werde mich ausfragen und der Polizei überliefern. So schlenderte ich wieder durch die Straßen in der Ziellosigkeit, in der ein großer Teil meines künftigen Lebens verlief, bis mein Weg allmählich in einen Park hineinführte, über dessen Kieswegen ein feiner Schimmer des eben über den Horizont steigendes Mondes lag. Ich fand eine Bank, und müde geworden, gedachte ich die Nacht darauf zu verbringen. Vor mir dehnte sich im hellen Lichte eine weite Grasfläche aus, unterbrochen von den Schatten schöner Baumgruppen, deren Ränder in den leuchtenden Dufte hineinragten, und dahinter erhoben sich die schwarzen Massen der letzten Häuser mit einigen wenigen über die Etagen verstreuten Lichtern. Über dem allen aber haute sich im silberklaren Äther ein kühnes Wolkengebirge auf, eine seltsame Wirrnis mit Spitzen und Zacken und Burgen und Schlössern über düstern Gründen, so, wie ich es später in der Wirklichkeit gesehen habe, als ich wieder anfang, über mich zu schauen, und als mir zuteil geworden war, wonach ich lange, ohne es selbst zu wissen, gerungen hatte, unter den verworrenen Linien meines Daseins die eine zu erkennen, die eines höhern Hand darin gezogen hatte.

Es war still unter den Bäumen, zuweilen nur vernahm mein Ohr das Rollen

eines Wagens, endlich aber nur das Rauschen in den Zweigen, ein Regen und Rieseln wie von unsichtbaren Wässern, das leise Atmen der Natur. Ich weiß nicht, was über mich kam, aber plötzlich flossen Tränen über mein Gesicht, ich mußte bitterlich weinen. Gewiß war es keineswegs Ergriffenheit von dem schönen Abend, dessen Schönheit mir vielmehr erst später, als er seinen Platz unter alten Erinnerungen gefunden hatte, aufgegangen ist, wogegen ich damals in seinen Schimmer nicht anders hineingeguckt haben werde als ein verlaufnes Käzchen, das in eine ihm unbekannte Welt hineinblinzelt und klagt. Meine Verlassenheit fiel mir aufs Herz, und daß ich niemand hatte, an den ich mich recht halten könnte, und daß ich jetzt in einer unbekannten Stadt sei, ohne zu wissen, was ich nun anfangen sollte, und was jetzt geschehn werde. Viel später habe ich an diese kindische Wehmuth zurückgedacht, als ich, obgleich inzwischen zum Manne erwachsen, im Anblick einer großen und feierlichen Natur dasselbe Gefühl der Hilflosigkeit und Verlorenheit in mir entdeckte.

So habe ich wohl eine Stunde geseffen, bald weinend, bald mir die Tränen trocknend, die wie ein einmal angebrochnes Wässerchen immer wieder hervorbrachen, und mit immer stärker werdender Furcht in die Nacht hinausforschend. Da näherte sich mir auf dem Wege, der um ein dunkles Gebüsch herumführte, ein leiser Schritt. Ich fuhr empor und wollte mich schon vertriehen, als ich sah, daß es eine Frauengestalt war, die aus dem Schatten in das Mondlicht hinaustrat. Langsam kam sie heran, und als sie neben meiner Bank stand, sah sie mich verwundert an, zögerte einen Augenblick und nahm dann neben mir Platz, sogleich ein Gespräch beginnend. Auf meinem Gesicht standen noch Tränen, und sie fragte ohne weiteres, was mir nahe ginge, und bald hatte sie heraus, daß ich von meinen Eltern weggelaufen war, daß ich versäumt hatte, rechtzeitig zu dem Tröbler zurückzukehren, und nun, da ich nicht wisse, wohin ich mich wenden könne, die Nacht im Walde bleiben wolle. Sie schüttelte den Kopf und forderte mich auf, mit ihr zu gehn. Hier könne ich nicht bleiben, die Nacht werde kühl, und ich würde mir eine Krankheit zuziehen, auch würde mich die Polizei bald finden und einstecken. Vor allem der Hinweis auf die Polizei wirkte, dazu lockte etwas Geheimnisvolles in diesem Abenteuer, und endlich hatte sie ohne Umstände meine Hand ergriffen und hielt sie fest. Wir wanderten noch ein Stück durch die Promenaden und bogen dann in eine Straße ein, in der wir ein hohes finstres Haus betraten, und stiegen die Treppen hoch hinauf, als führe mich ein Engel unmittelbar in den Himmel empor. Aber es war kein Engel, sondern als meine Begleiterin, in ihrem Zimmer angekommen, Tuch und Hut ablegte, stand sie vor mir als ein blasses dürftiges Weib mit großen dunkeln Augen. Obgleich ich bei meiner Jugend noch keinen rechten Begriff hatte, mit was für einer Person ich es zu tun habe, verstand ich doch, daß die Gestalt vor mir in ihrer verblichenen Kleiderpracht und den bleichen verlebten Zügen auch ein Menschlein war, dem das Glück unter den Händen zeronnen war.

Sie sah mich an und fragte: Wie heißt du?

Gehorsam nannte ich meinen Namen.

Ich heiße Marianne. Hast du Hunger?

Und als ich die Frage bejahte, brachte sie etwas zu essen und sah mir lächelnd zu, wie ich in das Brot einhieb, genoß auch wohl selber etwas zur Gesellschaft.

Nachher löschte sie das Licht wieder, und wir stellten uns ans Fenster und schauten in den schönen kühlen Frühlingsabend hinaus. Währenddessen fragte sie mich über meine Schicksale aus, und ich erzählte ihr, soviel sie zu erfahren begehrte. Ich hatte sie mir vorhin, als die Lampe brannte, genauer angesehen und bemerkt, daß sie ein älftliches Mädchen war, ohne Schönheit, nur die Augen mußten sehr schön gewesen sein, wenigstens sind sie es in meiner Erinnerung. Am Fenster stehend und vom Licht des Mondes gestreift erschien sie mir wieder feiner und vornehmer. Allmählich begann sie von sich selber zu erzählen, allerlei traurige Dinge, die ich nicht recht verstand, sei es, daß ich für solche Erlebnisse noch nicht reif war, oder

daß sie ihre Schicksale aus Rücksicht auf meine Jugend absichtlich verschleierte. Schließlich fragte sie: Was glaubst du wohl, was aus dir geworden wäre, wenn ich dich nicht gefunden hätte? Und da ich im Augenblick nicht zu antworten wußte, fuhr sie fort: Ich will es dir sagen, ein verlornen Mensch, der nirgends mehr Glück hat. Auch ich bin einst so von meinen Eltern entlaufen, und keine Hand hat mich festgehalten. Ich konnte es zuhause nicht mehr aushalten und meinte, nun gewönne ich das Glück. Da geht er hin der Mond, man meint ihn greifen zu können, aber was liegt alles zwischen ihm und uns — so fern lag mir das Glück. Einige Jahre habe ich es ganz gut gehabt, dann kam das Elend, und wenn ich daran denke, was mir noch bevorsteht, dann möchte ich am liebsten auf der Stelle sterben. Weißt du, was für uns beide am besten wäre? Ich nähme dich in meinen Arm und spränge mit dir in die Finsternis hinunter.

Sie lachte, als ich mich ängstlich von ihr abdrängte, und sagte: Hab keine Angst, ich habe selber Furcht davor. Oft schon habe ich mir den Platz betrachtet, wo ich etwa zu liegen käme; es ist schauerlich, und doch soll es nicht weh tun, und schön muß es auch sein, so plötzlich mit allem zu Ende zu sein und allem zu ent-rinnen. Aber ich fürchte mich! Wenn ich erst einmal über das Fensterbrett hinaus wäre, so brächte ich es fertig, aber so weit komme ich nie. Nein, sei ruhig, Heinrich, du sollst noch nicht sterben. Aber geh zu deinem Vater. Hat er auch nur ein Stelzbein, es ist doch immerhin ein Vater. Wenn ich noch Eltern hätte, und wohnten sie am Ende der Welt, ich ginge zu ihnen. Aber ich habe niemand, meine Eltern sind tot, meine Schwestern sind tot, meine Brüder sind tot, es ist alles tot und gestorben.

Sie sprach das alles mehr in sich hinein, als zu mir. Mir wurde unheimlich in ihrer Nähe, und von neuem suchte ich mich von ihr loszumachen. Sie hielt mich aber fest und sagte: Fürchte dich doch nicht. Und wenn du mein Bruder wärst, könnte ich es nicht besser mit dir meinen. Der liebe Gott weiß es, daß ich es gut meine.

Es gibt keinen lieben Gott, fuhr ich heraus. Sie sah mich betroffen an. Woher weißt du das?

Schöne hat es mir gesagt.

Schöne, das ist der Mensch, der dich auf dem Gewissen hat. Der muß es ja wissen. Ich habe es mir auch eingeredet, fuhr sie in dem alten ruhigen Tone fort, und ich wünschte wohl, es gäbe mir jemand darüber Gewißheit, aber es weiß es keiner. Es stand einmal ein junger feiner Knabe hier neben mir, mit einem freundlichen Gesicht und frischen klaren Augen, den mußte ich plötzlich fragen: Glaubst du an Gott? Da hat er mich groß angesehen und hat gelacht, eine Antwort aber hat er mir nicht gegeben. Aber auf einmal hat er seinen Hut genommen und ist weggelaufen. Ich will dir etwas sagen, Heinrich, ich glaube an Gott, und Schöne hat gelogen!

Sie sah mich traurig an und wiederholte noch einmal ihre Bitte, sodaß ich ihr alles versprach. Nun wurde sie fröhlich und küßte mich. Noch niemals hatte jemand so mit mir gesprochen. Die es sonst gut mit mir meinten, schwiegen oder behandelten mich als ein Kind, mit dem man ernste Dinge nicht zu besprechen habe. Und doch stand mein Herz für solche Fragen offen, wenn sie mir nur in einer meinem kindlichen Fühlen verständlichen Weise nahe gebracht wurden. Der liebe Gott und das ganze himmlische Geläute waren für mich noch Herrlichkeiten, von denen meine Phantasie brannte wie der dunkle Tannenwald im Gold des Abends, und es hat viele Jahre gedauert, ehe meine Seele wieder fähig wurde, wie die wechselnden Bilder einer Mondnacht mit den blinkenden Punkten in der Höhe und Tiefe, so das Bild des Ewigen und Beständigen, der über dem allen thront und in dem allen wirkt, in gleicher Stärke und mit gleicher Innigkeit wie damals zu empfinden.

Marianne zündete nun wieder ihr Licht an und zeigte mir allerlei Dinge, die sie um irgend einer Erinnerung halber wert hielt, einen Ring für eine

Kindershand passend, ein kleines goldnes Kreuz, einige Briefe, ein paar bunte Bänder, ein Gesangbuch, und was dergleichen Besitztümer sind, die einer andern Zeit entstammen, und wie ich von andern Erlebnissen her weiß, in der verschloßnen Truhe mancher armen Sünderin ruhn und von ihr hin und her geschleppt und in stillen Stunden mit sanfter Rührung betrachtet werden, wie sich wohl der heruntergekommene Adliche an seinem Wappenbrief, der längst für ihn keine Geltung mehr hat, eine freud- und leidvolle Stunde bereitet. Nun wurde mir auf dem Sofa ein Lager bereitet, und ich schlief auch bald ein und hatte wunderliche Träume, die aber sämtlich auf etwas Glückliches hinausliefen und gleich den Gipfeln des Wolfengebirges mit ihrem Saum in ein strahlendes und glänzendes Licht hineinragten.

Am andern Morgen war ein weißer Himmel über der Stadt, und es fing bald an zu regnen.

Ich bin schon ausgewesen, sagte Marianne. In einer Stunde mußt du reisen. Du wirst dich wohl allein dahin finden, oder soll ich mitgehn?

Ich versicherte, daß ich den Weg finden würde. Mir war jedoch nicht gut zumute. In dem grauen Tageslicht bekam mein Versprechen, nach Hause gehn zu wollen, ein andres Aussehen. Auch Marianne sah nun anders aus, und sogar ihre Stimme klang schärfer und härter. Sie mochte meine Gedanken erraten, denn sie sagte plötzlich: Nicht wahr, was man versprochen hat, das hält man. Ich nickte und machte mich, nachdem ich gegessen und getrunken hatte, reisefertig. Zuletzt wurde Marianne noch einmal weich, küßte mich und sagte: Nun geh, Heinrich, hier habe ich dir meine Adresse aufgeschrieben, schreibe mir einmal, wie dir's ergangen ist. Damit drückte sie mich zur Tür hinaus, und so ging ich die Treppe wieder hinunter und hinaus in den strömenden Regen. Da während ich trübselig durch die Straßen schlich, stieg plötzlich ein Bild aus meiner ersten Kindheit in mir auf, die Stadt, wo meine Eltern wohnten, rote Dächer überragt von einigen schlanken Türmen und eine frische weite Wiesenflur mit dem Hintergrunde eines grünen Waldes, der Fichten, für die meine Mutter zu gut gewesen war.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, sah ich Marianne in einen Winkel gedrückt mir freundlich zuwinken. Zuerst machte ich Miene, mich gekränkt zu fühlen, da sie mir ja doch nur aus Mißtrauen gegen die Festigkeit meiner Versprechungen gefolgt sein konnte; aber das Dankesgefühl, das ich ihr schuldig war, vertrieb schnell die ärgerliche Stimmung, und dennoch habe ich ihr nicht geschrieben. Zuerst kam ich nicht dazu, da ich andres zu denken hatte, nachher habe ich mein Versprechen vergessen, und als ich nach Jahren nach ihr forschte, fand ich keine Spur mehr von ihrem armen Leben, es war verweht wie die Wolken, die an jenem Abend am Himmel gestanden haben. Ob sie gestorben und verdorben ist, ob irgend ein braver Mensch sie aus ihrem Elend herausgerissen hat, oder ob sie noch immer umherirrt, wer weiß es? In meiner Seele aber steht ihr Bild unter meinen wenigen Heiligtümern. Auf der Straße, wo sie ging, wandelt eine bunte und unter sich sehr verschiedene Menge, schöne strahlende Gesichter, die doch von keiner wärmern Empfindung bewegt werden, und eine große gleichgiltige Masse, dazwischen aber feine und zarte Wesen, die eigentlich in einen schönen goldnen Käfig und unter die Augen freundlicher Menschen gehören. Aber durch eine Nachlässigkeit ist die Tür an ihrem Käfig einmal offen geblieben, und von einem dunkeln Gefühl getrieben sind sie hinausgezogen in die freie Welt und haben eine Stunde trilliert und gesungen. Dann ergreift sie die Angst und die Reue, und sie suchen den Weg zurück, den sie aber nur selten finden, und wenn sie ihn finden, so lassen sie den Kopf hängen und schweigen und sterben.

Es wäre möglich gewesen, daß sich mein Leben nun gewandt hätte und in einer geraden Linie verlaufen wäre, wenn ich nicht trotz meiner Jugend schon ein Stück Vergangenheit mit mir herumgetragen hätte und dafür verantwortlich gewesen wäre. Mit einem einfachen Bekenntnis nach der Weise des verlorenen Sohnes war es nicht abgetan, was ich angerichtet hatte. Die fortgesetzten Räubereien

hatten doch schließlich auf unsre Spur geführt, und ich kam eben zur rechten Zeit nach Haus, um darüber vernommen zu werden. Die schöne Familie war inzwischen eingesperrt worden von dem guten Mahle weg, mit dem sie mir eine Ehre hatten antun wollen, und sahen sich plötzlich zu Wasser und Brot verdammt. Sie leugneten anfangs hartnäckig, da aber der Spezereihändler ohne weiteres gestand, so gaben sie ebenfalls nach und beugten den Kopf unter ihr Schicksal. Mich schonten alle bei ihrer Aussage, ich erschien vor Gericht nicht als ein werdendes Licht, als der kleine gescheite Bursche, als der ich bisher gegolten hatte, sondern als ein kleiner dummer Junge, der eben nur mit gelaufen war. Das kränkte mich ein wenig und erfüllte mich zugleich mit unaussprechlicher Dankbarkeit. Daß Schöne schon wieder ein Steinchen für die Zukunft zurecht legte, als er mich nach Möglichkeit entlastete, habe ich erst später erkannt, damals rechnete ich es ihm als Menschenfreundlichkeit und Güte an. So war das Ende denn, daß Schöne gleich dem Händler auf mehrere Jahre ins Zuchthaus wanderte, während ich mit Schönes Jungen auf vier Wochen ins Gefängnis gehn sollte. Dagegen fand Frau Schöne noch ein Löchelchen, durch das sie entschlüpfen konnte.

Das war nun der erste Schritt ins Leben hinein. Hätte mir jetzt nur jemand ein gutes Wort gesagt, vielleicht hätte es bei der verängsteten Stimmung, in der ich war, Eindruck gemacht. Aber meine Eltern waren fern, die Tante bekümmerte sich nicht um mich, und mein einziger Freund, Schöne, saß selber in der Falle. Im Gefängnis geriet ich unter einen Trupp junger Leute, von denen einige in meinen Jahren, die meisten jedoch mir im Alter voraus waren und jedenfalls mich an Erfahrung überragten. Ich war in völliger Zerknirschung unter sie gekommen und hatte mir gelobt, ein braver Junge zu werden. Die ersten Tage hatte ich fortwährend mit Tränen zu kämpfen, und hätte man mich nach diesem schreckhaften Eindruck hinausgelassen, so würde die Strafe wohl nicht ohne Nutzen für mich gewesen sein. Aber ich hatte mich auf vier Wochen einzurichten und kam alsbald zu der Erkenntnis, daß es, diese Zeit für mich erträglich zu gestalten, vor allem nötig sei, mit meinen Schicksalsgenossen in ein gutes Verhältnis zu kommen. Sie hatten mich wegen meines schüchternen, weinerlichen Wesens für ein Mutterjöhnchen gehalten und machten sich den Spaß, mich in immer neue Angst hineinzuschrecken und mir jeglichen Tork anzutun. Daß ich ihnen mit meinen Tränen nicht gefallen konnte, war nicht weiter zum Verwundern, aber auch meinen Wärtern wurde ich dadurch nicht lieber; sie schienen vielmehr ein Gefallen gerade an den leichtsinnigsten meiner Genossen zu haben, weil ihnen diese keine Umstände machten, sondern sich mit aller Ruhe in ihr Schicksal fanden. Nach wenig Tagen ließ ich denn auch meine Tränen versiegen, und nachdem ich eine Weile zugehört hatte, fing ich an, von mir selber zu erzählen, und da ich vor den beiden Söhnen meines alten Meisters Schöne, die zugleich mit mir ihre Strafe verbüßten, doch nicht nach Belieben aufschneiden konnte, so nahm ich mir mein Leipziger Abenteuer vor und spann daraus eine Geschichte, in der ich nicht mehr das arme geschorne Lamm war, sondern ein entschlossenes Kerlchen, das sich sehen lassen konnte. Und als ich mir erst ein Phantasiestückchen mit dem gewünschten Erfolg geleistet hatte, bekam ich Geschmack an den Aufschneidereien und belog und betrog meine Genossen auf das unverschämteste, wofür ich freilich von ihnen mit gleicher Münze bezahlt wurde. Als die vier Wochen herum waren, stand ich im Leben da als ein Mensch, der seinen Platz unter den anständigen Leuten eingebüßt hatte, dafür aber von einer Anzahl kleiner verwegener Burschen der Freundschaft und Achtung gewürdigt wurde. Ich war im Gefängnis gewesen und hatte gesehen, daß man, wenn man sich in die Umstände zu schicken wisse, auch da leben und Ehre gewinnen könne.

7

Als ich aus dem Tore trat, stand mein Vater vor mir. Er hatte Tränen im Auge, und wie er denn überhaupt ein sehr einsichtiger und verständiger Mann war, überschüttete er mich jetzt nicht mit Vorwürfen, sondern war freundlich und

gütig mit mir. Da ging mir das Herz auf, und ich erzählte ihm meine Erlebnisse, auch meine Begegnung mit Marianne, worüber er anfänglich den Kopf schüttelte, nachher aber ein Wort hinwarf, man müsse sich des armen Mädchens wohl annehmen, da sie mit mir gut gewesen wäre. Daraus ist nun nichts geworden, weil meine Mutter ein Lamento erhob, als sie nur von der Sache hörte. Sie hatte für solche zarten Dinge kein Verständnis, und man konnte ihr ja auch nicht Unrecht geben, wenn sie erklärte, zunächst hätte man im eignen Hause genug zu retten, und die Zeit sei noch nicht gekommen, wo man die Hände für andre frei bekäme.

Mein Vater ging mit mir zunächst zu Bauers, damit ich mich verabschieden sollte. Dort wurden wir bös aufgenommen. Die Tante war wortkarg, als müßte sie jedes Wort mit Gold bezahlen, und Bauer hatte allerlei zu höhnen. Noch einmal ging ich in allen Winkeln des Hauses herum und zuletzt auch in den Garten. Dort traf ich Marthchen an, das, wie ich jetzt nach meiner längern Abwesenheit bemerkte, ein liebes freundliches Kind geworden war. Wir saßen eine Weile verlegen nebeneinander; sie war verlegen, weil ich aus dem Gefängnis kam, und ich, weil ich wußte, daß sie daran dachte. Zuletzt als das Abschiedsglöcklein läutete, wurde das Kind, dem ich doch bisher wenig Gutes erwiesen hatte, plötzlich zärtlich und brachte aus ihrer Tasche einen Fingerhut und ein Nadelbüschchen von alter Arbeit hervor, womit sie mir als mit ihrem wertvollsten Besitz ein Angedenken überreichen wollte. Auch ich mußte nun nach einem Geschenk suchen, fand jedoch nichts als ein abgegriffnes Kartenspiel. Das war nun ein wunderlicher Tausch, den wir da eingingen, Martha wußte ja wohl mit den Spielkarten ebensowenig umzugehen, wie ich mit dem Nähzeug eines Mädchens. Wären wir schon älter gewesen, so hätten wir den Vorgang wohl lediglich als eine symbolische Handlung angesehen, als ein Zeichen, daß wir beide den guten Willen hätten und immer haben würden, einander so viel Gutes zu erweisen, als es unsre Armut zulassen würde. Später haben wir auch einen solchen oder ähnlichen Sinn darin gefunden und die schönsten und erbaulichsten Gedanken darüber geäußert, jetzt aber hielt mein Marthchen ihr Kartenspiel verlegen in der Hand, und ob sie nun etwas besseres erwartet hatte oder schon das Unschieliche der Gabe begriff, sah mich mit Augen, in denen so etwas wie ein fernes Regenwölkchen schwamm, groß und betrübt an, sodaß ich, um das Wölkchen fernzuhalten, versprach, ich würde, wenn ich erst die Schlosserei verstünde, schon etwas zustande bringen, was das unglückliche Kartenspiel ersetzen werde. Ich wollte es ihr auch sogleich wieder abnehmen, sie hielt es aber fest und fing an zu weinen, sodaß ich es ihr lassen mußte.

In der alten Heimat fand ich nur noch die Mutter vor. Die Geschwister hatten sich in alle Welt zerstreut, einige waren auch, ohne daß ich etwas davon wußte, ganz still in eine bessere Welt hinaufgezogen und schauten nun wohl auf die arme Erde getröstet herab und erfreut, sich nicht wie ihre Schwestern und Brüder darauf abrackern zu müssen. Dagegen ging eine meiner Schwestern schon stark auf eine Heirat aus, und da sie es sonderbarerweise auf einen Burschen abgesehen hatte, der nicht reich, nicht schön, nicht liebenswürdig und nicht klug war, sondern von allen Eigenschaften, die einem im Leben forthelfen, das kleinste Maß empfangen hatte, so war begründete Aussicht vorhanden, daß der harte Kampf, von dem unsre Familie so lange in Atem gehalten worden war, bald wieder mit frischen Kräften aufgenommen werden mußte. Meine Eltern hatten indessen etwas Lust um sich bekommen und freuten sich der leidlichen Ruhe, mit der ihr Leben abzuschließen schien. Sie wohnten auch nicht mehr in dem öden Arbeiterviertel, das jetzt überdies fast ein Ruinenfeld vorstellte, sondern hatten sich vor dem Tore angesiedelt im Anblick grüner Wiesen und bewaldeter Hügel. Überhaupt sah das Städtchen jetzt freundlicher aus, als ich es in der Erinnerung gehabt hatte. Es hatte einige Jahre, bevor meine Eltern dort einzogen, ein unternehmender Mann versucht, das verlorne Ackerstädtchen in den Strudel des Lebens hineinzureißen, aber die Fabrikgebäude, die er errichtet hatte, und die Arbeiterhäuser, die zu gleicher Zeit gebaut worden waren, lagen nun schon wieder verödet da, mit blinden oder zerschlagenen

Fenstern, und der Haufen fremden Volks, der mit der großstädtischen Unternehmung in die Stadt gekommen war, war wo anders hingeflutet. Eine Welle dieser rücklaufenden Flut hatte auch die Fischen mit sich genommen und ihren Wohltättern auf immer entführt. Die alte Ruhe und Stille war wieder in die Stadt eingekehrt, und rein und klar wehte die Luft über den roten Dächern.

Es handelte sich nun zunächst darum, mich in eine tüchtige Lehre zu bringen. Der Schlosser, bei dem ich zuerst ankommen sollte, hatte sich jedoch nach dem Offenbarwerden meiner Talente anders besonnen und gab meinem Vater nach einigem Hin- und Herreden den trocknen Rat, mich ja nicht in einen Beruf zu bringen, der einem leichtsinnigen Menschen unmittelbar zum Strick und zur Versuchung werden müsse. Da außer ihm nur noch ein heruntergekommen und dem Trunk ergebener Mann die Schlosserei verstand, sie jedoch nur noch selten betrieb, so war nunmehr guter Rat teuer. Niedergedrückt ging mein Vater mit mir nach Hause, worauf meine Mutter zornmütig in die Stadt lief und dem Meister eine böse Szene machte, ohne durch diesen wohlgemeinten Eifer die Sache zu verbessern. Denn nun bekamen die Tischler, Klempner, Drechsler, und an wen wir uns sonst noch wandten, vor meiner Mutter Temperament einen großen Schrecken, und schon sah es so aus, als fände sich in der ganzen Stadt kein Plätzchen für mich, und man müßte sich auswärts danach umtun, als meine Mutter eines Abends freudestrahlend heimkehrte und sagte: Liebezeit will ihn nehmen. Liebezeit war ein Schneider. Ein Schneider zu werden, lag nun aber gar nicht in meinem Plane. Darum fing ich an zu heulen und zu klagen: ein Schneider wolle und könne ich nicht werden, ich hätte nicht das geringste Vergnügen an diesem Handwerk, worauf meine Mutter erklärte: auf das Vergnügen käme es ganz und gar nicht an, da in der Welt überhaupt wenig Vergnügen zu finden wäre. Wenn man es aber recht überlege, so sei doch gewiß mehr Freude dabei, über reinlichen Stoffen zu sitzen und schöne Gewänder anzufertigen, als in einer schmutzigen und rußigen Werkstatt an hartem Eisen herumzuseilen. Auch wäre ich ein Narr, wenn ich eine so schöne Gelegenheit, es zu etwas zu bringen, ungenutzt an mir vorübergehn lasse. Liebezeit sei ein alter Mann und ein gutmütiger alter Narr, sein Mariechen aber stünde in einem Alter, daß an eine Heirat schwerlich mehr zu denken sei, die Männer hätten eine heillose Angst vor ihrem bösen Mund und schneidigem Wesen, und sie werde also ganz gewiß, wie man sagt, die Frösche nach Jerusalem treiben. Da werde dann das Geschäft über kurz oder lang eingehn oder in andre Hände kommen müssen. Nun müsse es mein Streben sein, Liebezeit's Nachfolger zu werden, worauf es nur noch an mir läge, den Leuten zu zeigen, was in mir stecke, und daß ein einziger Fehler nicht über die ganze Zukunft eines Menschen entscheide, vielmehr aus einem lämmelhaften Jungen recht gut ein artiger und verständiger Mann werden könne. In diesem Tone ging es noch eine Weile weiter, und als sie nun gar Marthchens Nadelbüchse und Fingerhut entdeckte und erfuhr, welche Verwandnis es damit hatte, wurde sie vollends Feuer und Flamme, denn nun erkannte sie in dem Verlegenheitsstückchen eine himmlische Zügung und einen göttlichen Orakelspruch, durch den ich mit unzweifelhafter Sicherheit in den Schneiderberuf hineingewiesen werde. Ich war ohnehin von den vielen vergeblichen Wegen viel zu mürrisch geworden, als daß ich mich hätte ernstlich zur Wehr setzen mögen, nun aber wirkte der Mutter Aberglauben auch auf mich ein und bewog mich, die Segel zu streichen und nach dem Willen der Vorsehung in einer Schneiderwerkstatt vor Anker zu gehn. Sogleich aber beschloß ich ein Schneider ganz andrer Art zu werden, als sie sonst in der Stadt herumliefen, kein gedrücktes Menschenwesen, sondern ein galantes Herrchen mit einer goldnen Uhrkette und einer eben solchen Brille, und ein Mann von Ansehen und Verstand, dessen Wort sowohl im Rat der Stadt wie am Honoratiorentisch der Krone mit Achtung angehört werde. Dieser kindische Hochmut regierte hinfort mein ganzes Verhalten und brachte es denn auch glücklich dahin, daß ich, anstatt meine Jugend harmlos hinzunehmen, in ihr fröhlich zum Manne heranzureifen und der Zukunft auch noch etwas zu überlassen, mein junges Leben mit altflugen An-

schlagen erfüllte und über all dem Auslugen nach dem Stern, den, wie ich dachte, die himmlische Weisheit über mir hatte aufgehen lassen, fast das schönste und ruhigste Stück Gegenwart in meinem Leben entrinnen ließ.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schlesische Volkskunde. Daß es die höchste Zeit sei, die noch vorhandenen Reste volkstümlicher Bräuche zu sammeln, hat für seine schlesische Heimat der verstorbene Karl Weinhold schon vor vierzig Jahren ausgesprochen. Er hat die Abfassung eines Werkes angeregt, das jetzt erst vollendet vor uns liegt: *Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien* von Paul Drechsler. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. Leipzig, V. G. Teubner, 1903. (Erster Teil des zweiten Bandes der Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, die Friedrich Vogt unter dem Titel: *Schlesiens volkstümliche Überlieferungen* herausgibt.)

Drechsler hat den größten Teil des Stoffs „während der Wanderjahre, die in den Zeiten der Überfülle dem Philologen beschert waren, in den verschiedenen Gegenden der Heimat selbst gesammelt.“ Sein Buch ist denn auch eine sehr reichhaltige und darum verdienstliche Stoffsammlung geworden, und er hat Recht, wenn er sagt, daß es nur eine Vorarbeit für die schlesische Volkskunde sei, nicht diese selbst. Wir erlauben uns, einiges hervorzuheben, was der Verfasser einer solchen zu beachten haben wird. Zunächst wird manches auszuscheiden sein, was gar keine Eigentümlichkeit der Schlesier ist. Es sieht einigermaßen komisch aus, wenn es Seite 45 heißt: „Am letzten Jahrestage (manchmal schon am heiligen Abend) muß der Mann einen Schnaps trinken, um den Wurm (Unglück und Ärger) des letzten Jahres zu ersäufen,“ und wenn mit Gelehrtenernst zum Beweis für das tatsächliche Vorkommen dieses merkwürdigen Brauchs auf die Seite 20 einer Schrift über Oberschlesien verwiesen wird. Solche Vorwände zum Trinken sind doch in der ganzen slawo-germanischen Welt allgemein üblich, und vollends am Silvester bleibt es nirgends bei einem Glase. Dafür wird noch so manches aufzunehmen sein, was fehlt, zum Beispiel hübsche Hirtenlieder für die Weihnachtszeit, die wir in Niederschlesien gehört haben. Es wird dann auch genauer, als es im vorliegenden Buche geschieht, nachzuweisen sein, was von den aufgenommenen Bräuchen wirklich rein schlesisch ist, und was diese Provinz mit andern deutschen Landschaften, vielleicht mit ganz Deutschland oder dem ganzen Norden gemeinsam hat. Wenn ein Brauch so jung ist wie der Christbaum, so muß das ausdrücklich hervorgehoben werden. Ferner wird genauer anzugeben sein, was ganz verschwunden ist, und was noch geübt wird, und wie weit die Übung verbreitet ist. Es scheint manches aufgenommen zu sein, was nur ganz vereinzelt, vielleicht in wenig Häusern eines einzigen Dorfes vorkommt, sodaß Leute, die in der genannten Gegend aufgewachsen sind, nie etwas davon gemerkt haben. Dann müßte untersucht werden, ob die Bräuche noch mit abergläubischen Vorstellungen verbunden sind oder bloß zu Scherz und Zeitvertreib geübt werden. So haben sich gewisse Liebesorakel auch bei den „Gebildeten“ noch hie und da erhalten, aber natürlich nur als Gesellschaftsspiele der jungen Leute. Sie kommen aus demselben Grunde immer mehr ab wie die Volksbräuche im allgemeinen, weil nämlich in unsrer wechselvollen, jede neue Mode mit Blitzesschnelle über die ganze Welt verbreitenden Zeit jeder Tag neuen Zeitvertreib beschert. Die stereotypen Redensarten und Handlungen, deren periodische Wiederholung einen Volksbrauch ausmacht, sind überhaupt ein Mittel gewesen, die vielen müßigen oder durch die Einförmigkeit und Leichtigkeit der Beschäftigung